

(Nachdruck verboten.)

10]

Der Manksmann.

Roman von Hall Caine. Autorisierte Uebersetzung.

XL

Die Flut war in den Hafen von Ramsay eingetreten und rollte vor einer frischen Seebrise mit kaltem Salzgeschmack schwer ans Ufer. Ein Dampfer, der am Quai lag, wurde geheizt; Gepäckkarren rollten auf der Laufbrücke; der rasselnde Kran über dem Kielraum war in voller Thätigkeit; Rufen, Befehle und Gegenreden wurden durcheinander geschrien, und es herrschte ein allgemeines Gewir und Getöse. Auf dem Hinterdeck standen die Auswanderer von Kimberley, die Quarks von der Schucht Rusken und ein paar von den jungen Gills aus Castletown — kraftvolle Burschen, die sich wieder zusammennahmen im Kreise ihrer Freunde, die sprachen und lachten, um ihren über den Abschied fortzuhelfen.

Pete und Phil kamen jetzt auf dem Quai daher und wurden von Quahle, dem Hafenmeister, mit ungläubiger Verwunderung begrüßt. „Was — wollen Sie mit, Mr. Philipp?“ — „Nein,“ antwortete Philipp und ging auf das Schiff.

Pete trug noch die gestrickte Mütze und seine hohen Stiefel, aber er hatte eine Matrosenjacke über dem blauen Wollhemd an. Außer einem kleinen Bündel in einem rotgedruckten Taschentuch war dies seine ganze Habe, sein ganzes Gepäck. Er fühlte sich etwas verloren in dem Gewühl und sah hilflos und unglücklich aus. Eine andre Wirkung hatten die geschäftigen Vorbereitungen am Land und an Bord aber auf Philipp. Er sog die frische Brise ein, lachte und sagte: „Das Meer ruft mich, Pete. Ich habe fast Lust, mit zu gehen.“

Petes Antwort war nur ein mattes Lächeln. Mit seiner gehobenen Stimmung war es aus. Fünf Jahre Trennung sind eine lange Zeit, wenn man alle seine Hoffnungen auf die Rückkehr setzt. Wie vieles kann sich da ereignen, welche Wechselfälle können inzwischen eintreten. Pete war das Lachen gründlich vergangen.

Philipp spürte ebenfalls wenig Neigung dazu, nachdem seine erste Wallung beim Anblick des Salzwassers vorüber war. Ihn überkam auf Augenblicke ein Gefühl, als ob die Hölle selbst in ihm wäre. Was ihn am meisten beunruhigte, war, daß ihm, wie sehr er sich auch abmühte, das Fortgehen Petes gar nicht leid that. Einmal oder zweimal, seit sie Sulby verlassen hatten, war er vor dem Gedanken erschrocken, daß er Pete hasse. Er war sich bewußt, daß sich seine Lippen bei des Fremdes feierlicher Miene spöttisch verzogen. Pete aber argwöhnte nichts davon, und die unschuldbige Zärtlichkeit des rauhen Gefellen traf ihn wie ein scharfer Frost oder braunte wie Feuer und schlug das böse Gefühl in ihm nieder.

Sie standen auf dem Vorderdeck und sprachen laut, um das Rufen des Dampfschornsteins zu übertönen.

„Nun leb' wohl, Phil — Du bist himmlisch gut gegen mich gewesen — besser als irgend wer in der Welt. Ich war doch eigentlich kein passender Kamerad für Dich; Du hast ja eine gelehrte Schule besucht und solltest eigentlich zu den ersten Leuten der Insel gehören, wenn jeder an seiner richtigen Stelle stünde. Doch Du wirst Dich meiner nicht zu schämen brauchen. Ich bleibe nicht lange fort, Phil — vielleicht fünf Jahr' oder auch weniger, und wenn ich heimkehre, bist Du der angesehenste Manksmann auf der ganzen Insel geworden. Nein? Nun, Du wirst's doch! Du wirst es, ich sage es Dir. Nein, nein, 's ist kein Unsinn. Das weiß ich besser.“

In Philipps kalten blauen Augen begann das Eis zu schmelzen.

„Wenn ich reich zurückkomme, bin ich wieder Dein alter Freund, so gut das ein gemeiner Mann vermag; kehre ich arm, enttäuscht und zu Grunde gerichtet heim, so will ich Dir nicht den Schimpf anthun, Anspruch auf Dich zu erheben. Und sollte ich niemals zurückkommen, so will ich irgendwo in meiner Todesstunde zu mir selbst sagen: „Er wird daheim für Dich sprechen und Dich sein Lebtag nicht vergessen.“

Philipp konnte vor dem Schnauben des Dampfes und dem Klirren der Ketten nichts mehr hören.

Das erste Glockenläuten Hang von der Brücke und der Hafenmeister schrie: „Alle ans Land!“

„Phil, ich möchte Dich noch um einen Dienst bitten, der letzte, aber der größte.“

„Was soll ich thun?“

„Nimm Dich ein wenig der Rätthe an. Behalte das Mädchen im Auge, so lange ich fort bin, gehe dann und wann zu ihr und hab' auf sie acht. Sie soll den reichen Freiern, von denen der Alte gesprochen hat, keinen Blick schenken; die jungen Tuchweber und Spezereihändler würden das Mädchen zu Tode quälen. Wehre sie ab, Phil. Die Kraft ihrer Fäuste ist nicht der Rede wert. Aber brauche keine Gewalt. Tausche die vertheufelten Zierbengel nur ein paarmal unter. Das wird schon genügen.“

„Es soll ihr kein Leid geschehen, so lange Du fort bist.“

„Schwöre mir's, Phil. Dein Wort ist schon Bürgschaft, ich weiß — doch gib mir die Hand darauf und schwör es mir zu — 's wird doch noch sicherer sein.“

Philipp gab ihm die Hand und leistete den Eid. Er fühlte, daß er rot geworden war, und wollte gehen.

„Warte — versprich mir noch was andres, da ich Deine Hand einmal festhalte, Phil. Schwöre mir, daß niemand und nichts je trennend zwischen uns kommen soll.“

„Du weißt, daß es niemals geschehen wird.“

„Doch schwöre es, Phil. Es giebt böse Zungen, und mir erleichtert's das Herz. Mögen die Leute thun und sagen, was sie wollen — wir bleiben Freunde und Brüder bis in den Tod!“

Philipp fühlte ein Brausen im Kopfe; er war so betäubt, daß er sich kaum aufrecht zu erhalten vermochte; er leistete aber auch noch den zweiten Eid. Jetzt läutete die Glocke wieder und es entstand ein furchtbarer Wirrwarr. Die Laufplanen wurden fortgezogen, die Laine losgelassen, der Kapitän rief von der Kommandobrücke nach dem Ufer und der polternde Hafenmeister rief vom Ufer nach der Brücke zurück.

„Geh und stelle Dich an das Ende des Hafendamms,“ sagte Pete, „gerade hinter den Leuchtturm, und ich will mich an den Stern des Schiffes stellen. Das letzte, was ich beim Scheiden von der alten Heimat noch sehe, soll das Gesicht eines Freundes sein.“

Philipp ertug es nicht länger. Der Haß in seiner Brust war überwunden. Er hatte ihn niedergeschlagen. Sein glühendes Gesicht war von Thränen naß.

Das Schnauben der Dampfschornsteine hörte auf; man vernahm nichts mehr als das Wogen der Flut im Hafen und den Anprall der Wellen ans Ufer. Ueber dem Meere erhob sich die Sonne voll Zuversicht, wie ein erwarteter Gast, und auf dem schwanen Wasserpfad glitt der Dampfer dahin in die Ferne. Ueber dem Lande erhob sich der ehrwürdige Barrule wie ein Seefönig mit dem Keif des Alters auf der Stirn, und zu seinen Füßen fing der Rauch an, den Essen der Stadt zu entsteigen.

„Leb wohl, kleine Insel, leb wohl. Dein gedanke ich stets. Zwar hat man mich von dir vertrieben, du selbst aber bist mir eine gute alte Mutter gewesen, und so mir Gott hilft, keh' ich zu dir zurück. Leb wohl bis dahin, du kleine Mona, leb wohl! Ich verlasse dich, aber ich bleibe ein Manksmann trotz allem.“

Es war Petes Absicht gewesen, beim Vorbeifegeln am Leuchtturm seine gestrickte Mütze zu ziehen und sich wie ein Mann die Thränen aus den Augen zu wischen. Doch alles, was Philipp vom Ende des Damms aus sehen konnte, war eine Gestalt am Stern, die auf einer Rolle Tauwerk zusammengefunken dalag.

Zweiter Teil.

I.

Tante Nan war in Unruhe darüber, daß Philipp noch keinen Beruf ergriffen hatte. So lange seine Geschäftsverbindung mit Pete währte, hatte sie Einwand dagegen erhoben und er sie zu beschwichtigen gesucht; sie hatte gescholten, er nur gelacht. Als aber Pete fort war, suchte sie ihr altes Auskunftsmittel hervor und begann, durch das Andenken an seinen Vater auf Philipp zu wirken.

Eines Tages war die ganze Lust von der Meeresfrische

des herrlichen manischen Novembers erfüllt. Philipp rief das nach dem Frühstück von der Vorhalle aus und raffte dann sein Gerät zum Stocfischfang zusammen.

„Wieder ins Boot, Philipp?“ fragte die Tante. „Dann versprich mir wenigstens, zum Thee wieder zurück zu sein.“

Philipp gab das Versprechen und hielt es. Als er von seinem Tagewerk zurückkehrte, erwartete ihn die alte Dame in dem kleinen blauen Zimmer, das sie ihr eignes nannte. Der freundliche Raum war an diesem Tag noch sauberer und behaglicher als gewöhnlich. Ein helles Feuer brannte und alles strahlte vor Ordnung und Nettigkeit. Auf dem gedeckten Tisch standen die Laffen bereit neben dem singenden Kessel, und Tante Nan selbst, in schwarzer Spitzenhaube und geblühten, rotbraunem Seidenkleid, bewegte sich lebhaft im Zimmer herum, einen Lavendelgeruch um sich her verbreitend und fröhlich wie ein munterer Vogel.

„Aber was bedeutet das alles?“ fragte Philipp.

Die liebe gute Alte antwortete halb erregt, halb im Scherz: „Weißt Du es nicht? Was für ein Kind bist Du doch noch! Du weißt wohl gar nicht, welchen Tag wir heut' haben?“

„Welchen Tag? Nun, den fünften Nov— ach, meinen Geburtstag. Den hatte ich rein vergessen, Tante.“

„Ja, und gerade zur Theezeit bist Du einundzwanzig geworden. Das war's, weshalb ich Dich bat, nach Hause zu kommen.“

Sie goß jetzt den Thee ein, setzte sich nieder, die Füße auf dem Kaminröhrchen, erlaubte der Sage, sich's auf ihrem Rock bequem zu machen, und wendete sich dann mit nervösem Lächeln und etwas bangem Herzen ihrer Aufgabe zu.

„Wie doch die Zeit vergeht, Philipp. Es sind heute zwanzig Jahre, daß ich Dir mein erstes Geburtstagsgeschenk überbrachte. Ich war nicht hier, als Du geboren wurdest; Großvater hatt' es verboten. Der arme Großvater! Wie sehr sehnte ich mich aber danach, den Zungen meines Jungen zu waschen, anzuziehen und pflegen zu können und mich Tante nennen zu hören. Und dann, o, mein Gott, der Tag, wo ich Dich zuerst sah! Werd' ich es jemals vergessen? Großvater und ich waren bei Cowley, dem Tuchweber, als eine schöne, junge Person mit einem kleinen Kinde eintrat. Sie war ein wenig zu lebhaft, das arme Ding, und so lern' ich sie kennen.“

„Meine Mutter?“

„Ja, mein Junge. Großvater stand mit dem Rücken gegen die Straße. Mir wird noch immer heiß, wenn ich daran denke, sie aber schien sich gar nicht zu fürchten. Sie nickte lächelnd, hob den Nussknackler vom Gesicht des Kindes und sagte: „Wem ist er ähnlich, Miß Christian?“ Es war herrlich. Du schließt und alle Welt konnte glauben, Dein Vater sei wieder ein Kind geworden. Ich zitterte, ich war nahe daran, umzusinken, und konnte nicht antworten. Nun bemerkte Deine Mutter den Großvater, und bevor ich sie zurückhalten konnte, hatte sie ihm auf die Schulter gekopft. Er stand mit seinem schlechten Ohr uns zugewendet; sein Gesicht war schon schwach geworden. Da er jedoch eine Dame neben sich sah, wendete er sich nach ihr um, verbeugte sich tief, lächelte und nahm den Hut ab, wie er zu thun pflegte. Dann hob Deine Mutter das Kind empor und sagte ganz frohgemut: „Zu wem gehört er, Deemster, zu den Vallures oder Ballawhaines?“ Outer Gott, wenn ich nur dran denke! Großvater richtete sich gerade auf, wendete sich ab und war im nächsten Augenblick draußen auf der Straße.“

„Armer Vater!“ sagte Philipp.

Tante Nans Augen glänzten.

„Ich wollte Dir was von Deinem ersten Geburtstag erzählen, mein Junge. Großvater war schon tot, der arme Großvater! — und ich hatte Dir eine kleine, weiche Mütze von weißer Wolle gestrickt mit einer Quaste und einer roten Schleife. Deiner Mutter Vater war noch am Leben, Kapitän Billy nannten sie ihn — und als ich Dir die Mütze auf den kleinen Kopf setzte, rief er aus: „Jeder soll ein Seemann!“ Und es war wirklich eine Matrosenmütze, daran hatte ich gar nicht gedacht. Kapitän Billy nahm Dich aufs Knie, sah Dich von der Seite an, schlug sich auf den Schenkel, blies eine Rauchwolke aus seiner langen Pfeife und rief nochmals: „Der Junge muß Seemann werden, sag ich Euch!“ Du schließt ein in den Armen des Alten, und ich trug Dich in Deine Wiege hinauf. Dein Vater folgte mir in das Schlafzimmer, wo Deine Mutter bereits war und die großen Nuscheln auf dem Kaminsims abstaubte. Der arme Tom — ich seh' ihn noch. Er legte seine schmale weiße Hand auf das Gitter der Wiege, schob Dir die kleine Mütze und

die goldenen Locken von der Stirn zurück und sagte stolz: „O nein! Zu dem Kopf steck' mehr, als ein Seemann braucht!“ Er wollte damit nichts Geringschätziges ausdrücken. Aber Deine Mutter hörte es und glaubte, er setze sie und die Ihrigen herab. „O, diese Leute von Stände!“ schrie sie, schleuderte den Staubbesen hin und ging trotzig zur Stube hinaus; eine der Nuscheln fiel mit Geklirr auf das Kaminröhrchen herab. Dein Vater wendete das Gesicht dem Fenster zu, und ich hätte weinen mögen, daß er vor mir so bloßgestellt worden war. Doch er sah aufs Meer hinaus, das an jenem Tage sehr wild war, wie ich mich erinnere, und sagte mit seiner tiefen Stimme, die wie weicher Glodenton klang und vor Bewegung fast zitterte: Es ist nicht umsonst, daß das Kind eine Napoleonsstirne hat. Gott erhalte es nur, dann wird schon einmal eines Tages etwas aus ihm werden, wenn sein Vater mit dem zerbrochenen Herzen und dem zerrütteten Hirn tot und dahin ist, und längst das Gras über ihm wächst.“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Zwei neue Lösungen haben diese kalte Montage ausgebreitet. „Kocher mit Weltanschauung!“ heißt es mystisch unter der violetten Flagge des Schlachtenjeer Heims der Gemeinschafts-Hartisten. Hier feiert die sinnige Verbindung von Konzentration des Wirtschaftsbetriebes und des Denkens, von Haus- und Hirngemeinschaft einen bemerkenswerten Triumph. Der gewaltige Einerlei-„Monismus“, der Leben und Sterben, Schwarz und Grün, Bemüht und Unstun als Variationen desselben Urelements durchschant hat, wird in der Küche zum auferstandenen Ragout alter Speisereste, denen aber doch das Wesen des Einen und Allen unvermindert blieb, und das Ragout wandelt sich in dem Salon des Denkens wieder zur monistischen Weltanschauung. So verbindet sich der Anfang mit dem Ende, die Nacht mit dem Tage, der Kopfstrauchhalm mit der Küche, die Einheit des Denkens mit der Einheit des Kochens. Ragout ist alles und die Sauce ist das Wesen der Dinge. Waagt man es in der neuen Gemeinschaft der Gebrüder Hart die äußersten Konsequenzen dieser allverloppenden Philosophie zu ziehen, so werde auch ich zum violetten Banner schwören, obzwar es doch Wappen August Scherls trägt. Ich stelle nur die eine Bedingung an den konsequenten Monismus und seine Schlachtenjeer Kolonie: Daß es einerlei sei, ob man die Miete bezahlt oder schuldig bleibt! Ich habe aber ein Weib und vier unmündige und mehr als lebendige Kinder! Der Zuwachs zu der Gemeinschaft wäre also bedeutend. Wollt Ihr? — Uebrigens den kleinen Zusatzparagrafen zur monistischen Weltanschauung bewilligt Ihr mir wohl auch: daß es auch einerlei sei, ob man den für ein Weib und vier unmündige und mehr als lebendige Kinder benötigten Stiefelersatz bezahle oder nicht. Ich werde die letztere der äußerlichen Variationen des einen unwandlungbaren Urgrunds der Dinge vorziehen. Also waagt die Konsequenzen und ich komme mit den Meinigen zu Euch. Auch ich werde dann mit Weltanschauung kochen — aber nicht wahr — essen darf man doch außer dem Hause?

Wenn die Gebrüder Hart ein neues Kochbuch der Weltanschauung zum theoretischen und praktischen Gebrauch zu erfinden vermochten, so wird man schließlich nicht allzu sehr erstaunen, daß es einem simplen preussischen Minister gelungen ist, wenigstens ein neues Menschenrecht zu entdecken. Der Polizeiminister von Hammerstein — denn ihn meine ich natürlich — hat in kurzer Zeit erstaunliche Fortschritte gemacht. Mit der Entdeckung einer kleinen Weisheitsregel — „das Weib schweige im Segment“ — begann er und binnen ein paar Tagen entwickelte er sich so stürmisch, daß ihm die Entdeckung eines bisher unbekanntes Menschenrechtes gelang. Allerdings hat Herr von Hammerstein das Geheimnis seiner Leizkraft der Öffentlichkeit preisgegeben. Er bekamte, daß er immer noch die Meinung habe, die ihm vor fünfzig Jahren eigentümlich war, und da der Minister erst im Jahre 1843 geboren ist, so begreift man die heftige Jugendliebe seiner Ideen; er ist sich seitdem selbst treu geblieben.

Das neue Menschenrecht aber, zu dem sich Herr v. Hammerstein bekamnt, läßt sich kurz in die Formel zusammenfassen: „Jeder Preuze hat das Recht zu verstehen!“ Daraus folgt, daß es die Pflicht des Ministers ist, dieses Recht zu schützen.

Newton hat dem Univerfum seine Gesetze vorgeschrieben, nachdem ein fauler Apfel vom Baum vor seine Füße gefallen. So hat auch ein geringfügiger Vorfall den Freiherm v. Hammerstein zu der Entdeckung seines Menschenrechtes angeregt. Es lebt in unserem schönen Lande ein Völkerverstum, der von Geburt (oder ein bis zwei Jahre nachher!) so unerschämmt ist, polnisch zu sprechen. Werden diese Leute größer, so gehen sie bisweilen in Versammlungen und reden — ist der Frebel zu ernessen? — polnisch, indem sie sich frech darauf berufen, daß jeder Preuze das Recht habe, sich unbewaffnet in geschlossenen Räumen zu versammeln. Dieses Recht nun giebt der Minister nicht nur zu, sondern er ver-

Neft es noch, indem er aus der bloß formalen Befugnis einen materiellen Gewinn folgert. Der Preuße hat nicht nur ein Recht, sich zu versammeln — das ist ja an sich wertlos — sondern auch ein Recht, in der Versammlung etwas zu verstehen; in diesem Recht aber muß er vor allem geschützt werden. Wenn nun ein preußischer Staatsbürger, ohne der polnischen Sprache mächtig zu sein, in eine Versammlung geht, in der polnisch gesprochen wird, so ist das zweifellos eine Beeinträchtigung seines ihm gewährtesten Versammlungsrechts, und es ist die Pflicht des Staates und des ihn repräsentierenden Schutzmanns, die polnisch redende Versammlung aufzulösen. Das ist zweifellos. Es entsteht höchstens noch die Frage, ob nicht gegen die polnisch redende Versammlung Anklage wegen Hochverrats zu erheben sei, da sie durch den dolosen Gebrauch der polnischen Sprache die deutsch redenden Preußen an dem Gebrauch der Verfassung und der Ausübung des gesetzlich garantierten Versammlungsrechts, d. h. Versammlungsverständnisses gewaltsam und absichtlich gehindert habe.

Mit dieser großen Entbedung des Ministers v. Hammerstein ist endlich für die Bürger Preußens — der übrigen Welt voran! — der Verständnißschutz zur höchsten Aufgabe des Staates erhoben worden. Und jeder und jedes wird hinfort umbornherzig zerschmettert, was geeignet ist, das Recht auf Verständnis zu beeinträchtigen.

Selbstverständlich hat Herr v. Hammerstein sich beeilt, auf allen Gebieten des modernen Staatslebens dem neuen Grundsatz zur Durchführung zu verhelfen. Ich will in aller Kürze einige der wichtigsten, bereits erfolgten Anwendungen des polizeiministeriellen Princips bekannt geben.

Dieser Tage besuchte Herr v. Hammerstein eine socialdemokratische Volksversammlung. Der Referent sprach über Mehrwert, Profitrate, Krisentheorien und forderte schließlich die Vergesellschaftung der Produktionsmittel, die allein im Stande sei, allen Bürgern ein menschenwürdiges Dasein zu ermöglichen.

Der Minister wurde von Minute zu Minute dunkler. Endlich schickte er einen Geheimagenten zum überwachenden Polizeibeamten mit einer Postkarte, und alsbald wurde die Versammlung unter Hinweis auf die unverständlichen Ausführungen des Redners aufgelöst.

Der Vorsitzende führte Beschwerde, wurde aber vom Polizeipräsidenten mit folgender Begründung abgewiesen: Jeder Preuße hat ein Recht, Versammlungen zu besuchen und Versammlungsreden zu verstehen. Nun aber ist es erwiesen, daß der Minister v. Hammerstein in der Versammlung anwesend, jedoch den Gesamthalt der Darlegungen des Redners als unverständlich besunden hat. Auch ein Minister genießt den Vollbesitz der staatsbürgerlichen Rechte, er muß folglich in seinem Versammlungsrecht gegen die unverständlichen, das Versammlungsrecht illusorisch machenden Ausführungen des Redners geschützt werden. Somit ist die Auflösung zu Recht erfolgt.

Ein andermal wurde eine Versammlung aufgelöst, weil ein Teilnehmer plötzlich aufstand und erklärte, er verstehe kein Wort. Auch hier erfolgte Beschwerde. Der Minister ließ den Mann, der die Auflösung veranlaßt hatte, zu sich kommen, und es entspann sich folgendes Gespräch:

Der Minister: Wurde in der Versammlung polnisch gesprochen?

Der Zeuge (der eifrig nach den Lippen des Ministers sieht): Nein.

Der Minister: War's irgend ein socialdemokratischer Anstich?

Der Zeuge: Nein.

Der Minister: Wurden vielleicht viele Fremdworte gebraucht?

Der Zeuge: Nein.

Der Minister (ungeduldig): Ja, warum haben Sie denn kein Wort verstanden?

Der Zeuge: Ich bin — taub!

Auch in diesem Falle wurde die Beschwerde gegen die Auflösung als unbegründet zurückgewiesen.

Eine weitere segensreiche Anwendung machte der Minister von seinem Grundsatz, um die Freiheit der Wissenschaft und Lehre zu schützen.

Er kam eines Morgens in die Universität und besuchte eine Vorlesung über Integral- und Differentialrechnung. Kopfschüttelnd verließ er das Auditorium. Unmittelbar darauf wurden die Vorlesungen verboten und der Professor gemahregelt. Mit Recht; denn die dem Minister garantierte Freiheit der Wissenschaft und Lehre wurde dadurch vereitelt, daß die Integral- und Differentialrechnung ihm völlig unzugänglich war.

Ein kleiner Konflikt entstand in den Regierungskreisen über die Frage, ob des Philosophen Kant Erstlingschrift: „Gedanken von der wahren Schätzung der lebendigen Kräfte“ die Freiheit der Wissenschaft beeinträchtige. Graf Bülow erklärte unter Berufung auf das Titelblatt: Das könne jeder verstehen. Als Studt ihn aber veranlaßte, die ersten drei Seiten zu lesen, zog der Reichskanzler seinen Widerspruch zurück, und die Schrift wurde verboten.

Inzwischen haben die im Interesse der Freiheit der Wissenschaft und des Verständnißschutzes erfolgten Bührenverbote bereits erheblich

an Zahl den vatikanischen Index übertroffen. Von Mary' Kapital wurde, weil es besonders rachslos den Genuß der freien Wissenschaft stört, sogar der noch nicht erschienene Schlußband im voraus verboten.

In Oberschlesien wurde unlängst ein socialdemokratisches Flugblatt über den Brotwucher konfisziert, und zwar auf die Thatsache hin, daß eine achtzigjährige Frau erklärte, sie verstehe es nicht, Gegen solchen Eingriff in die verfassungsmäßige preussische Meinungsfreiheit in Wort und Schrift müßte vorgegangen werden. Des näheren über die Gründe ihres Nicht-Verständnisses befragt, gab die Frau an, sie könne gedruckte Buchstaben nicht lesen. Die Konfiskation wurde aufrecht erhalten. Die Freiheit der Meinung muß vor allem geschützt werden.

Eine große Reinigung steht der Nationalgalerie bevor. Eine Hofdame stellte neulich bei ihrem Besuch entrißlet fest, daß sie die Bödlischen Gemälde nicht begriffe. Sie verlangte, daß die Freiheit der Kunst, auf die sie gesetzlichen Anspruch habe, gegen derlei Unbegreiflichkeiten verteidigt werde. Es ist daraufhin der Befehl ergangen, die inkriminierten Bilder unverzüglich in den Keller zu bringen.

Endlich noch ein Beispiel für die bemerkenswerteste Anwendung des Hammersteinschen Grundrechts auf das Gebiet der Justiz:

Vor einiger Zeit schlug ein Zubehälter eine Dirne mit einem Beile tot. Der Mord wurde vor Gericht gezogen, bekundete aber, er habe niemals gewußt, daß der Mord verboten sei. Der Untersuchungsrichter bemerkte darauf läßl: Unkenntnis des Gesetzes schützt nicht vor Strafe.

Der Angeklagte wandte sich in einer Petition an den Justizminister und dieser erteilte in Ausführung des von seinem Kollegen Hammerstein erklärten neuen Menschenrechts folgenden Bescheid:

Die Meinung des Untersuchungsrichters beruht auf durchweg irrigen Voraussetzungen. Die Rechtsgleichheit muß gegen unverständliche oder ungesamnte Gesetze unbedingt gewahrt werden. Unkenntnis des Gesetzes hebt dieses selbst auf. Gibt es Menschen, die nachweislich nicht wissen, daß der Mord verboten sei, so sind im Interesse des Rechtsschutzes der Bürger die betreffenden Paragraphen zu beseitigen. Sollte es sich herausstellen, daß auch sonst die Gesetze gegen einen Staatsbürger unbekannt oder unverständlich sind, so wird die Aufhebung sämtlicher Gesetze notwendig werden. Denn jeder Staatsbürger hat das unverbrüchliche Recht, die Gesetze zu kennen und zu verstehen.

Der Mörder wurde freigelassen, und der Untersuchungsrichter im Interesse des Dienstes nach Vornst verjezt. — Joc.

Kleines Feuilleton.

th. Früher — „Hurra! da drüben liegt eine Kneipe!“

„Na denn nur rüber, ich hab' einen Niesendurst.“

„Ich habe es ja gleich gesagt, hier unten muß ein Wirtschaftshaus liegen.“

„Ich stehe die ersten zwei Stunden überhaupt nicht wieder auf.“

„Ach nein, das ist ja Luisenhof, da können wir doch nicht hingehen.“

Es war eine ganze Gesellschaft, Herren und Damen. Sie kamen vom Walde her. Ermüdet und verstaubt, wie sie waren, hatten sie offenbar einen langen Weg hinter sich. Beim Anblick des Wirtschaftshauses war Leben in die erschlafften Gesichtser gekommen und einen Augenblick riefen und lachten alle zusammen. Nach den letzten Worten wurde es auf einmal stille. Die Dame mit dem seidenen Capes wiederholte ihren Protest: „Nein, nach Luisenhof können wir unmöglich hingehen, eine ganz obsture Kneipe.“

„Aber wie so denn? Wie kommen Sie darauf?“ Die andern umdrängten sie.

„Meine Aufwartefrau geht immer hin,“ erklärte die Frau mit dem Seidencapes, „sie fährt hierher Kaffeelocher. Es verkehren überhaupt lauter Arbeiter da und allerhand solches Volk.“

„Na denn nur um Himmelswillen nicht. Weiter.“ Der Herr, der zuerst Hurra gerufen, wandte sich wieder der Chauffee zu. Die übrigen folgten. „Mein schöner Durst!“ klagte ein junger Mann.

„Gott, Willibald, Du wirst ja nicht gleich verschmauchen, dann kehren wir im Hotel am Bahnhof ein.“

Man war trotz des Nieserfolges in recht sibieler Stimmung, nur die eine junge Frau blieb stehen und warf einen bedauernden Blick auf das Lokal zurück: „Schade, es ist solch' schöner Garten. Ist denn wirklich solch' schlechtes Publikum da? Die Leute sind ja ganz gut angezogen.“

„Na, wenn Sie nach 'm Anzug gehen wollen,“ die Dame mit dem Seidencapes sah 'gen Himmel, „geht denn das Volk heut' noch, wie es ihm zukommt? Wenn man heut' 'n weibliches Wesen sieht, weiß man nie, ob man 'ne Dame oder 'n Fabrikmädchen vor sich hat.“

„Sehr richtig, Frau Inspektor,“ meinte einer der Herren.

„Und ob's richtig ist,“ schrieb Willibald, „überhaupt das ganze Arbeitervolk heut, sehen Sie sich mal die Leutchen an, wenn sie Sonntags ausgehen, ein Staat, als wären sie unferrens.“

„Das kommt eben davon, daß alles über seinen Stand hinaus will.“

Man war an ein „sehr dankbares Thema“ geraten.

„Vor zwanzig Jahren gingen die Fabrikmädchen, wie sich's für sie gehört,“ erzählte Frau Inspektor, „'n Arbeitsrock an und 'n Tuch um 'n Kopf. Aber heute? Heute muß ja so 'n Frauenzimmer 'n Hut haben! Ohne Hut und ohne Mantel geht es ja nicht!“

„Das sind die neumodischen Ideen“, warf eine andre Dame ein, „früher wußten die Menschen: wir sind Arbeiter und haben nichts andres zu sein, als Arbeiter; heut ist es ihnen in den Kopf geflogen: Wir sind genau dasselbe wie Ihr, wir können genau dasselbe wie Ihr und nun spielen sie sich auf. Eingebildetes Volk!“

„Ja, es ist einfach lächerlich.“ Billibald nickte:

„Alles, was wir thun, äffen sie uns nach. Mein Kaufbursche sagt zu den Eltern sogar Papa und Mama. Dabei ist die Mutter 'ne Waschfrau und der Vater 'n Maurergehelle. Ist Ihnen schon mal so was vorgekommen: 'ne Waschfrau und 'n Maurergehelle Mama und Papa.“

Er sagte das letzte mit quälender Stimme; die ganze Gesellschaft lachte.

„Das findet man heut überhaupt häufig,“ meinte eine Dame. „Jedes dritte Arbeiterjohr sagt heute Papa und Mama, ob sie nicht Vater und Mutter sagen können, wie sich's für so einfache Leute gehört. Früher war das doch ganz anders.“

„Früher —“, höhnte die Frau Inspektor, „früher gab ich meinem Dienstmädchen 'ne Ohrfeige, wenn sie nicht Order parierte, heut soll man die Gesellschaft mit Glacehandschuhen anfassen und womöglich sagen: Seien Sie so gut. Schöne Zeiten!“

„Na, überhaupt die Dienstmädchen,“ senkte die Dame von vornhin. „Mit denen ist auch dieselbe Geschichte. Hut und Schleier und elegante Kleider, als wären sie dasselbe wie wir, und in Konzerte gehen sie auch schon.“

„Na das ist ja nun überhaupt schon die schönste Sache!“ Der Herr, der die Kneipe mit Hurra begrüßt hatte, schrie fast vor Lachen. „Kunst für das Volk, das möchten sie ihnen nun auch noch angewöhnen. Hat früher ein Mensch daran gedacht, daß die Arbeiter Kunstgenüsse haben müßten?“

„Ja sie haben jetzt nichts wie Klampen im Kopf,“ sagte Billibald. „Mein Kaufbursche gehört auch zu einer Volksbühne oder sowas und die Mama Waschfrau natürlich auch. Was meinen Sie? 'ne Waschfrau im Theater? Ist das nicht einfach zum Lachen?“

„Na 's Volk muß doch beredet werden,“ spottete eine Dame.

„Abernheit“, sagte die Frau Inspektor: „Kam diese Sorte von Menschen nicht zufrieden sein, wenn sie alle Tage Kartoffeln und Speck und 'ne Sinbe zum wohnen hat? Nein, sie müssen über ihren Stand hinaus, alle mit einander sind sie vom Hochmutsseufel befallen.“

„Na ja, natürlich sind sie das!“ nickte Billibald. „Sie reden wie wir, sie kleiden sich wie wir, sie wollen Kunst haben wie wir, schließlich wollen sie auch noch überhaupt gebildet werden! Fräulein Marie hat wirklich Recht: es ist ein eingebildetes Volk!“ —

Litterarisches.

— Ein neuer Stern? Das Wiener Raimund-Theater hat ein Volkschauspiel „Der Kreuzweg fürmer“ von Joseph Werkmann zur Aufführung angenommen. Das wäre nichts Besonderes. Aber dieser Werkmann ist ein Arbeiter; unser Genosse Schuhmeier hat ihn entdeckt, hat das Stück zum Druck befördert und sich für seinen Schützling ordentlich in die Stränge gelegt. Ist auch zu verstehen. Ohne Protektion geht es einmal nicht in Wien. Nirgends! Jetzt aber kommt das Wunderbare. Auch die großen liberalen Blätter Wiens stiepen ins Horn, als wäre dieser Werkmann ordentliches Mitglied der „Concordia“. — ? — Werkmann heißt in Wirklichkeit Medelsky und ist der Onkel der Burgschauspielerin Medelsky. — Ich habe das Volkschauspiel gelesen; es macht seinem Verfasser alle Ehre, ein Kunstwerk ist es nicht. In keiner Beziehung. Der Autor ist ein intelligenter Arbeiter, der manches gesehen, manches gelesen hat, sich über vieles Gedanken gemacht hat, nach den Gedanken anderer. Ist viel. Unter Umständen sehr viel. Für die Kunst bedeutet es nichts. Es wäre ja schon gewesen: Für den Autor, für Schuhmeier, für uns alle, aber — Das Stück mag manchem gefallen, aber das bejagt nichts. Medelsky ist Tischler. Schon hat man ihm den Rat gegeben, den Hobel hinzulegen. Das wäre das dümmste, was er thun könnte. Nein, Genosse, mit vierzig Jahren faltet man nicht mehr um, kann man nicht mehr umfalten. Nimm, was Dir zusiegt, aber bleib bei Deinem Gewerbe. Auf einen Arbeiter, der ein Theaterstück geschrieben hat, sind wir stolz, verunglückte Schriftstellerregistrenz giebt's übergenug. —

Physiologisches.

— Arsengehalt in tierischen Organen. Der „Prometheus“ schreibt: Von besonderem Interesse sind im Hinblick auf die in England vorgekommenen Arsenvergiftungen die Untersuchungen von Gautier über den Arsengehalt tierischer Organe. Nachdem es dem verstorbenen Freiburger Physiologen Prof. Bannmann gelungen war, das Vorhandensein von Jod in der Schilddrüse nachzuweisen, sind ja fast alle tierischen Organe auf das genaueste analysiert und speciell auf die Anwesenheit anorganischer Körper untersucht worden. Zum Teil beruht auf diesen Untersuchungen die Verwendung der

Verantwortlicher Redacteur: Carl Leid in Berlin.

Extrakte bestimmter Organe, z. B. der Schilddrüse, für Heilmittelzwecke, welche in den letzten Jahren die Ausbildung eines ganz neuen Zweiges der Heilmittellunde, die sogenannte Organotherapie, zur Folge hatte. Gautiers Untersuchung war auf der Beobachtung begründet, daß bei gewissen Erkrankungen der Schilddrüse eine auffallende Einwirkung auf dieselbe ebenso wie durch Jod auch durch Arsen zu erkennen war. Er untersuchte daher neben der Schilddrüse auch verschiedene andre Organe und tierische Substanzen auf ihren Gehalt an Arsen. So wurden in der Schilddrüse des Schafes 0,5 mg, in der des Schweines 0,7 mg und in der des Menschen sogar 7,5 mg Arsen pro Kilo Substanz gefunden. Ebenso lassen sich in den Brust- und Thymusdrüsen deutlich erkennbare Mengen von Arsen nachweisen, während in Gehirn, Haaren, Haut, Milch und Knochen nur Spuren dieses Elementes gefunden wurden. Ueber die Anwesenheit nicht unbeträchtlicher Mengen von Arsen in den Haaren wurde schon früher von Knecht und Dearden berichtet und damit den Angaben von Gautier eine weitere Stütze gegeben. Gautier nimmt an, daß das Arsen in den Organismus durch verschiedene vegetabilische Nahrungsmittel gelangt, z. B. Rogh, Kartoffeln, Rüben usw., in welchen Arsen nachgewiesen worden ist. Es scheint jedoch, daß dieser von Gautier gefundene Arsengehalt tierischer Organe nicht als konstant zu betrachten ist und voraussichtlich durch lokale Verhältnisse bedingt wird, insofern die als Nahrungsmittel dienenden Pflanzen auf arsenhaltigen Boden wachsen. Demnach neueren Untersuchungen von Höblinsofer ließ sich wenigstens in den Schilddrüsen von Menschen, Schwein und Schaf gar kein Arsen oder nur in so geringer Menge nachweisen, daß die Identität desselben zweifelhaft blieb. Die Frage nach dem funktionellen Gehalt von Arsen in der Schilddrüse muß somit noch als unentschieden angesehen werden. —

Humoristisches.

— Moralpredigt. Vater: „Schäm' Dich, Kurt, jetzt bist Du fünfundsanzig Jahre alt und hast noch keinen Pfennig verdient! . . . In diesem Alter hatt' ich schon eine Frau mit zwanzigtausend Thalern!“ —

— Noch schlimmer. „Das ist mir aber doch zu dumm, wie die Maß wieder schlecht eing'schenkt ist! Diesmal geh' ich wahrhaftig hin und zeig' den Schenkellner wegen Betrug an!“

„Nur Gotteswillen, thun S' das nicht! Sonst kriegen wir gleich gar kein Bier mehr in den Krug 'nein, weil er dann d' Straß und d' Gerichtskosten auch noch rausnehmen muß!“ —

— So geht's. „Na ihr habt ja wieder einen neuen Verein gegründet?! Wer ist denn da eigentlich dabei?“

„Nun, da bin ich — erster Vorstand, dann der Geschäftshuber — zweiter Vorstand, der Kraker erster und der Schmierberger zweiter Schriftführer, der Hebermeier ist Kassier, der Praefst Kneipwart, der Drehwurm Vergütungskommissär, der Schlafer, Huber und der Nachtigall sind Beisitzer, der Schwarz und der Rot Revisoren — jetzt suchen wir noch einen Mann, der ist dann das Mitglied!“ —
(Fliegende Blätter.)

Notizen.

— „Dietrich von Ostland“, ein phantastisches Schauspiel von Hugo Palm, geht zu Beginn der nächsten Spielzeit als Sondervorstellung im Berliner Theater in Scene. Das Stück ist erst kürzlich von der Censur freigegeben worden. —

— Drei Lächer zurück. Die Pariser Theaterdirektoren, die die Generalproben überhaupt abschaffen wollten, haben sich einschüchtern lassen und ihren Beschluß dahin abgeändert, daß die Generalproben nur in der Zeit vom 1. Juni bis 30. September, also in der toten Saison, fortfallen sollen. —

o. Auch die russisch-polnischen Juden in New York banen sich, nach dem Londoner Vorbilde, in Brookly'n ein Theater, in welchem im jüdisch-deutschen Dialekt gespielt und gesungen werden soll. —

— Kapellmeister Julius Einödschhofer wird mit seinem Orchester eine Reihe von Konzerten im großen Saale der Philharmonie veranstalten; das erste findet am 18. Mai statt. —

— Im italienischen Parlament hat man beantragt, die Curia, den alten Sitz des römischen Senats, wieder aufzubauen. Zu dem wieder aufgerichteten Gebäude sollen alle Bronze- und andre Inschriften aufgestellt werden, die sich auf die Gesetze beziehen oder als öffentliche Staatsakten gelten können. —

— Bei einer Orchideen-Auktion in Cheapside (London) wurden für zwei alte und zwei neue Knollen von „Odontoglossum orispum“ 3150 M. gezahlt; für eine Varietät derselben Art 1260 M.; für einen Knollen „Odontoglossum roseum“ 1050 M. —

— Das Museum der Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin hat 28 große Modelle zur Erläuterung der Entwicklung der Mäh- und Bindemaschinen (Deeringische Sammlung) als Geschenk erhalten. —

Druck und Verlag von Max Bading in Berlin.